Nr. 263. Mittwoch, den 9. November 1910. 24. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“ und „Die arbeitende Jugend“) durch die Post bezogen ohne Bringegeld monatlich ℳ 1.20, vierteljährlich ℳ 3,60; durch die Kolporteure wöchentlich 30 ₰ frei ins Haus. Einz. Nr. 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage „Die Neue Welt“ 10 ₰. Kreuzbandsendungen monatlich ℳ 2.70, für das Ausland monatlich ℳ 3,50.

Redaktion: Fehlandstraße 11, 1. Stock. Hamburg 36 Expedition: Fehlandstraße 11, Erdgeschoß.
Verantwortlicher Redakteur: Ernst Köpke in Hamburg.

Anzeigen die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum 35 ₰. Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen 20 ₰. Anzeigen-Annahme Fehlandstr. 11, Erdgeschoß (bis 5 Uhr nachmittags), in den Filialen (bis 4 Uhr nachm.), sowie in allen Annoncen-Bureaux. Platz- u. Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit. Reklamen im redaktionellen Teil werden weder gratis noch gegen Entgelt aufgenommen.
Buchhandlung und Buchdruckerei-Kontor: Fehlandstr. 11, Erdgeschoß.

Filialen: St. Pauli, ohne Amandastraße, bei Heinr. Koenen, Annenstr. 17. Eimsbüttel, Langenfelde bei Carl Dreyer, Fruchtallee 42. Hoheluft, Eppendorf, Groß-Borstel und Winterhude bei Ernst Großkopf, Meldorferstr. 8. Barmbeck, Uhlenhorst bei Theodor Petereit, Bachstr. 12. Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn, Schiffbeck und Billwärder bei Carl Ortel, Baustr. 26. Hammerbrook bis Ausschläger Billdeich bei Rud. Fuhrmann, Süderlaistr. 18. Rotenburgsort und Veddel bei Th. Reimer, Lindleystr. 85. Wilhelmsburg bei Carl C. Diehl, Meyerstr. 12, 1. Et. Eilbeck, Wandsbeck, Hinschenfelde und Ost-Barmbeck bei Franz Krüger, Kurze Reihe 34. Altona bei Friedr. Ludwig, Bürgerstr. 118. Ottensen, Bahrenfeld bei Joh. Heine, Bahrenfelderstr. 129.

Hierzu zwei Beilagen.

Heydebrandt gegen Bethmann-Hollweg.

Der Herr von Heydebrandt ist über den Reichskanzler ungehalten, obgleich er in der Reichsfinanzreform vor den Konservativen umfiel und die Erbschafts- und Nachlaßsteuer preisgab und überhaupt als Höriger der Konservativen regiert. Was ihm Heydebrandt in seiner in Stuttgart gehaltenen Rede zum Vorwurf macht, ist, daß er die konservative Partei nicht in Schutz nehme gegen die Angriffe, welche anläßlich der Finanzreform auf sie von verschiedenen Seiten herniederprasseln. Daß jene Finanzreform im kommenden Reichstagswahlkampf den Konservativen bös eingetränkt werden wird, sieht er voraus. Daher sein Unwille über den Kanzler und zugleich über die Bundesregierungen, daß sie zu diesen Angriffen schweigen und auch seinerzeit geschwiegen haben. Sie hätten den advocatum diaboli (Teufelsadvokaten) machen müssen und der Bevölkerung die Erbschaftssteuer (die sie doch selber zuerst entschieden verlangt hatten) als verwerflich, die famose Finanzreform des schwarz-blauen Blocks dagegen als vorzüglich anpreisen müssen. „Das damalige Versäumnis der Regierung sei eine Kurzsichtigkeit und ein Fehler ohnegleichen gewesen, und wenn jetzt die Regierenden, vom Reichskanzler an bis zum letzten Beamten sich nicht aufraffen und Aufklärung (!) schaffen, dann werde die Vergiftung des Volkes Dimensionen annehmen, daß einem — d. h. den Konservativen — die Augen übergehen.“

Aehnlich klang es auch aus einer Rede, die der Junkerhäuptling am letzten Sonntag in Trebnitz vor seinen Wählern gehalten hat. Er redete auch da des längeren über die Erbanfallsteuer und betonte besonders, daß es doch gar nicht so sehr darauf angekommen sei, ob gerade diese oder jene Steuer gewählt werden müsse, als vielmehr darauf, daß dem Reiche das absolut Notwendige, nämlich die „ganze Reform“, gegeben werde. In der Frage der Erbschaftssteuer, die übrigens in anderer Form schon bestehe, nur daß sie jetzt auf Kinder und Gatten ausgedehnt werden sollte, seien seine politischen Freunde der Meinung gewesen, daß man sie nicht von den Toten, sondern von den Lebenden nehmen müsse, ferner, daß diese Steuer den unbeweglichen Besitz ungerechter treffen würde als das mobile Kapital.

Der Junkeroberster hat dabei leider vergessen, zu sagen, daß seine junkerlichen und agrarischen Freunde überhaupt nicht mitzahlen wollen, sondern die Deckung des Reichsdefizits selbstlos gern andern überlassen, vor allem den großen Volksmassen, die sich so schon mit Not und Mühe durchs Leben schlagen müssen.

Das soll nach dem Willen der Junker auch ferner die Grundlage des Reichssteuersystems bleiben.

Ob der Reichskanzler auch hierin vor Heydebrandt kuscht? Vermutlich. Er ist ja ein Instrument der Konservativen, wie der Kaiser das Instrument des Himmels.

Ein süddeutsches Blatt hofft, der Kanzler werde den Konservativen nicht aus der Patsche helfen in Anbetracht dessen, daß die Wissenschaft für die Erbschaftssteuer eintritt, und es registriert eine Reihe nationalökonomischer Stimmen für dieselbe. Vor allem die von Adolf Wagner, die ja unsere Leser bereits kennen.

Eine weitere ist die des Geheimrats v. Eheberg an der Universität Erlangen. Er schreibt u. a. im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, nachdem er die schwarzblaue Finanzreform mißbilligt: „Sollte sich im Reich in einigen Jahren, was wahrscheinlich, neuerdings die Notwendigkeit der Einnahmevermehrung herausstellen, so wird in erster Linie wieder der Ausbau der Erbschaftssteuer zu einer allgemeinen Erbfallanfallsteuer ins Auge zu fassen sein, welche die Wirkung einer Vermögenssteuer hat, ohne in das einzelstaatliche Finanzwesen störend einzugreifen.“

In den Jahrbüchern für Nationalökonomie befürworten Gustav Cohn und G. v. Schanz eine Vermögensbesteuerung durch das Reich, die gerechter sei und die kleinen Einkommen besser schont als das gegenwärtige Steuerbouquet, das ein Verlegenheitsprodukt sei.

Auch Johannes Conrad und Julius Wolf weisen auf die Erbschaftssteuer hin, und W. Gerloff sagt dazu: „Unter den gegebenen Umständen müssen alle, die es mit der Reichsfinanzreform ernst nehmen, die Nachlaßsteuer und den Ausbau der Erbschaftssteuer wollen.“

Der Geheime Finanzrat O. Schwarz betont, daß in England aus der Nachlaß- und Erbschaftssteuer ℳ 8,65, in Frankreich ℳ 4,90 pro Kopf der Bevölkerung erzielt werden, wogegen in Deutschland an Vermögens- und Erbschaftssteuern zusammen nur ℳ 1,96 pro Kopf der Bevölkerung erzielt werden.

Geheimrat v. Schanz widerlegt gründlich die Einwendungen, die gegen die Erbschaftssteuer ins Feld geführt werden, und sein Gesamturteil lautet: „Ohne die Erbschaftssteuer ist das direkte Steuerwesen, namentlich die allgemeine Einkommensteuer, auf Sand gebaut. Sie kann sehr ergiebig gemacht werden, wird aber trotzdem relativ leicht getragen, weil sie bezahlt wird von dem, was einem neu und ohne eigene Anstrengung zufließt. Mit der Zunahme des Wohlstandes und der Bevölkerung wächst sie von selbst. Sie ist absolut unabwälzbar, verursacht keine Störungen im Verkehr und in den Preisen . . . . . Kaum eine andere Steuer trifft den Reichtum wirksamer als die Erbschaftssteuer.“

(Noch andere ähnliche Urteile werden angeführt.)

Aber eben das letztere ist Grund genug für die Konservativen, sie zu verwerfen. Sie halten sich an das Wort: „Wer da hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, dem wird auch das noch genommen, was er hat.“ Die Massen müssen mit Preissteigerungen der nötigen Lebensmittel geschröpft werden, damit die Reichen und Reichsten verschont bleiben.

Und Bethmann-Hollweg? Wird ihm, dem „Doktor der Philosophie“, die Wissenschaft mehr imponieren als Herrn v. Heydebrandt? Wird er nicht vielmehr vor diesem zu Kreuz kriechen? und werden sich nicht andere Gelehrte einstellen, die ihm und den Konservativen zu Gefallen im Namen der „Wissenschaft“ die Erbschaftssteuer verwerfen und die Blocksteuern gutheißen? Wir werden sehen!

Politische Uebersicht.

Die Regierung in der Klemme.

Die Wirkungen der „Finanzreform“, wie sie in den Wahlergebnissen des letzten Jahres ihren Ausdruck fanden, sind für die Konservativen wie für die Nationalliberalen gleichermaßen schreckhaft. Erstere räsonnieren seit langem erbittert darüber, daß die Regierung so gar nichts getan habe, um „Aufklärung“ über den Segen der „Finanzreform“ des Schnapsblocks im Volke zu verbreiten und damit der „liberalen Hetze“ gegen die Finanzreform die Spitze abzubrechen. Die Nationalliberalen sind aber in ähnlichen Wahlnöten und sie verlangen ebenfalls Hilfe von der Regierung, die ihnen attestieren soll, daß sie bereit waren, die von der Regierung geforderte Erbanfallsteuer zu bewilligen. Daß die Liberalen daneben bereit waren, ebenfalls 400 Millionen indirekte Steuern, die die Massen belasten, zu bewilligen, davon mögen sie heute angesichts des Volkszornes über die neuen Belastungen nicht gern reden hören. Dem beiderseitigen Verlangen kann die Regierung, wenn auch Herr v. Bethmann-Hollweg seine ganze „Philosophie“ aufwendet, beim besten Willen nicht entsprechen. Das läßt sie den Parteien durch den offiziösen Mund der „Berl. Polit. Nachr.“ ziemlich rückhaltlos erklären. Es wird den Parteien da gesagt:

„Nachdem von den Mehrheitsparteien die Regierung immer wieder dringend aufgefordert worden ist, aufklärend in bezug auf die Reichsfinanzreform zu wirken und den unbegründeten Vorwürfen gegen diese Mehrheit entgegenzutreten, erhebt sich nun auch von liberaler Seite die Forderung, daß die Regierung auch den Gründen, die die Liberalen zur Ablehnung der Reichsfinanzreform bewogen haben, gerecht werden und ihnen gewisse Anerkennung zuteil werden lassen möchte. Konnte schon den Wünschen der Mehrheitsparteien nur bedingungsweise und mit beträchtlichen Einschränkungen entsprochen werden, so schießt diese liberale Forderung offensichtlich weit über das Ziel hinaus. Die Einschränkung der Anerkennung für die Reichsfinanzreform bezieht sich, wenn auch keineswegs allein, so doch zu einem guten Teile, auf die Ablehnung der Erbanfallsteuer. In der Kritik dieser Stellungnahme der Mehrheit des Reichstages liegt naturgemäß zugleich die Würdigung der Zustimmung der Liberalen zu dem betreffenden Teile des Regierungsprogramms. Nachdem aber die verbündeten Regierungen trotz erheblicher Einzelbedenken gegen die jetzige Gestalt der Reichsfinanzreform sich zur Zustimmung zu derselben aus dem Grunde entschlossen hatten, weil die Lebensinteressen des Reiches die unverzügliche Beseitigung der Finanznot erheischten und demgegenüber eine in manchen Punkten unvollkommene Reichsfinanzreform immer noch das kleinere Uebel gegenüber dem Scheitern des ganzen Planes war, so würde die Regierung sich mit sich selbst in direkten und unlösbaren Widerspruch setzen, wenn sie jetzt in der Stellungnahme derjenigen Parteien, die die Reichsfinanzreform trotz der dringenden Notwendigkeit der Sanierung der Reichsfinanzen wegen einzelner Bedenken ablehnten, eine auch nur bedingte Anerkennung zollen wollte. Das ist ein durchaus unberechtigtes Verlangen, dem deshalb auch die Erfüllung wird versagt bleiben müssen.“

Da haben wir den Salat! So können die Liberalen mit Recht jetzt sagen. Sie waren bereit, die „Finanzreform“ im großen und ganzen so zu machen, wie die Regierung zuerst vorgeschlagen hatte. Aber Konservative und Zentrum wollten nicht und lehnten nicht nur die Erbanfallsteuer ab, sondern stürzten auch den „Vater“ der Finanzreform Bülow. Weil dann aber die Regierung des neugebackenen Reichskanzlers Herrn v. Bethmann-Hollweg sich das Finanzscheusal des schwarz-blauen Blocks zu eigen machte, um nur Geld um jeden Preis zu bekommen, mußten die Liberalen, wenn sie „Anerkennung“ von der Regierung erwarteten, ebenfalls umfallen. Da sie das nicht taten, ist es nichts mit der Anerkennung. Den Konservativen aber, die den ganzen Finanzreformplan der Regierung umstießen und der Regierung ihren Willen aufzwangen, spricht diese wenigstens „bedingungsweise ihre Anerkennung aus. Sie setzt sich damit zwar auch in unlösbaren Widerspruch mit sich selbst. Aber ihren lieben Freunden, den Junkern, Agrariern und Pfaffen, darf sie nicht böse sein; sie haben der Regierung wenigstens Geld verschafft. Das „löst“ alle Widersprüche.

Agrarierzorn.

Das Berliner Bündlerorgan ist gewaltig empört darüber, daß die badische Regierung die Einfuhr von Schlachtvieh aus Frankreich nach Mannheim, Karlsruhe und Heidelberg gestattet hat, noch mehr aber darüber, daß der Reichskanzler seine Zustimmung zu dieser Maßnahme zur Milderung der Fleischnot gegeben hat. So etwas muß ein echt agrarisches Gemüt, das nur das Profitinteresse der Agrarier kennt, daß verdrießen und diesem Verdruß gibt die „Deutsche Tageszeitung“ deutlichen Ausdruck, indem sie erklärt:

„Wir haben schon vor einigen Tagen, als die erste Mitteilung auftauchte, uns dahin ausgesprochen, daß wir es nicht verstehen könnten, wie die Reichsregierung ihre Zustimmung zu der Durchbrechung des Seuchenschutzes habe geben können, nachdem der preußische Landwirtschaftsminister ausdrücklich erklärt hat, daß eine solche Durchbrechung höchst bedenklich und unmöglich sei. Diesen Standpunkt soll der preußische Landwirtschaftsminister vor kurzem noch einmal in der Beantwortung einer Eingabe der Stadt Essen vertreten haben. Die Reichsregierung wird angesichts dieses Sachverhalts nicht umhin können, sich darüber zu äußern, was sie veranlaßt hat, der badischen Anregung zuzustimmen. Die badischen Landwirte werden selbstverständlich sehr ungehalten darüber sein, daß man über die Bedenken ihrer Vertreter zur Tagesordnung übergegangen ist; und der gesamten deutschen Landwirtschaft wird sich infolge des Verhaltens der Reichsregierung eine begreifliche und bedenkliche Mißstimmung bemächtigen.“

Die „Mißstimmung“ dieser Kreise, die bei den hohen Viehpreisen wahrlich auf ihre Kosten gekommen sind, schlägt die „Deutsche Tageszeitung“ natürlich viel höher an als die berechtigte Erbitterung, die in weiten Volkskreisen über die unerträgliche Fleischteuerung herrscht. Die Fleischnot des Volkes macht aber den Agrariern keine Sorgen, wenn sie nur selbst recht hohe Einnahmen erzielen. Statt der Not zu steuern, möchte man lieber die Volksempörung mit Ausnahmegesetzen niederkämpfen.

Vielleicht erhält aber der Schmerz der Agrarier noch neue Nahrung. Wie die „Kieler Neuesten Nachrichten“ wissen wollen, liegen beim Reichskanzleramt noch ähnliche Anträge auf Oeffnung der Grenzen von zwei weiteren Bundesstaaten vor.

Rebellierende Agrarier.

Im ostpreußischen Wahlkreis des Fürsten zu Dohna-Schlobitten rumoren die Agrarier gegen ihren Abgeordneten. Der Verein ostpreußischer Landwirte, der bereits 437 Mann stark ist und der die Aufgabe hat, den Mitgliedern Gesinde und ländliche Arbeiter zu beschaffen, muß nämlich nach dem Inkrafttreten des neuen Stellenvermittlungsgesetzes seine Tätigkeit einstellen. Der Regierungspräsident hat ihm die weitere Vermittlung von Gesinde und Landarbeitern nicht gestattet, da er ein Konkurrenzunternehmen der ostpreußischen Landwirtschaftskammer ist und seinerzeit nur gegründet wurde, um die Stellenvermittlung billiger zu gestalten. Die Sätze der Landwirtschaftskammer waren nach Ansicht der Agrarier viel zu hoch.

In der Generalversammlung des Vereins ist beschlossen worden, den Verein weiter bestehen zu lassen. Außerdem soll der Vorstand sich schlüssig machen, durch welche gesetzlichen Mittel man den Verein ostpreußischer Landwirte unter Aufrechterhaltung seines bisherigen Zwecks weiter in seinem Bestehen sichern könne. In der Diskussion sprach Amtsrat Schrede-Schaaken dem neuen Stellenvermittlungsgesetz gegenüber sein größtes Mißtrauen aus. Es sei der erste Schritt zur Arbeitslosenversicherung. Der Staat wolle die gesamte Stellenvermittlung monopolisieren. Die Leidtragenden dabei würden wieder die Landwirte sein, die nach Graf Kanitz schon jetzt vier Fünftel der Gesamtkosten der sozialpolitischen Gesetzgebung zu tragen hätten. Man müsse sich beizeiten nach den richtigen Vertretern zum Parlament umsehen. Er werde darum in der nächsten Bundesversammlung Herrn v. Oldenburg bitten, für den Wahlkreis Königsberg-Land-Fischhausen zu kandidieren; das sei der richtige Vertreter der Landwirtschaft.

Die Rede ist von den Agrariern mit lebhaftem Beifall aufgenommen worden. Fürst zu Dohna-Schlobitten gehörte nicht etwa zu den „gemäßigten“ Konservativen, sondern zu den waschechten Agrariern, aber Oldenburg ist ihm über.

Da für Herrn v. Oldenburg in seinem westpreußischen Wahlkreis Elbing-Marienburg die Aussichten ziemlich unsicher sind, dürfte er sich wohl nicht lange besinnen, wenn die ostpreußischen Gesinnungsfreunde ihm einen sicheren Wahlkreis anbieten.

Mutige Freisinnige.

Im Wahlkreise Wittenberg-Schweinitz, den der Syndikus Dove im Reichstage vertritt, hielt dieser Tage der freisinnige Bezirkssekretär Schwilzin aus Halle a. d. S. eine Rede, in der er ausführte, daß die liberale Partei eine Regierungs- und Volkspartei zugleich sei. Sie gleiche einem starken Damme gegen die rote Flut. Im Falle einer Stichwahl zwischen Konservativen und Sozialdemokraten sollten jedoch die Freisinnigen ihre Stimme dem Sozialdemokraten geben. Der liberale Kreisverein werde öffentlich für die Wahl des Sozialdemokraten eintreten.

Allerdings liegen in dem Wahlkreise die Dinge so, daß die Freisinnigen, die 1907 nur mit Hilfe der Sozialdemokratie siegten, auch diesmal wieder in die Stichwahl zu gelangen hoffen und mit solchen radikalen Reden die sozialdemokratischen Stimmen abermals zu erwerben gedenken. Syndikus Dove wurde wieder als freisinniger Kandidat nominiert.

Ein Abgesägter.

Die Mecklenburger im Wahlkreis Schwerin-Wismar haben einen der ärgsten Reaktionäre, den Abgeordneten Dröscher, abgesägt. Die „Mecklenburger Nachr.“ melden über Vertrauensmännerversammlungen der Konservativen und des Bundes der Landwirte:

Diese Vertrauensmännerversammlungen haben am Freitag als Reichstagskandidaten einstimmig den Maschinenfabrikanten Konrad Witt in Schwerin aufgestellt. Der bisherige konservative Abg. Dröscher kandidiert nicht wieder. Er wurde 1907 in der Stichwahl gegen den Sozialdemokraten mit 15 456 gegen 10 271 Stimmen gewählt, nachdem im ersten Wahlgang 9673 sozialdemokratische, 8572 konservative und 8071 liberale Stimmen (für den früheren nationalliberalen Abg. Büsing) abgegeben worden waren.

Hoffentlich kommt auch Herr Witt nicht in die Lage, im Reichstag sein Licht leuchten zu lassen.

Aus der Justizkommission.

Aus der Montagssitzung der Kommission ist zu erwähnen, daß beantragt wurde, den Abschnitt Hauptverhandlung durch folgenden § 267a zu ergänzen:

„Ueber die rechtskräftigen Verurteilungen werden Strafregister nach näherer Anordnung des Bundesrats geführt. Aus dem Strafregister sind die Vermerke über Personen zu entfernen, welche nach den der Registerbehörde zugekommenen Strafnachrichten seit der Verbüßung oder dem Erlaß ihrer letzten Strafe sich zehn Jahre lang straflos geführt haben.“

Die Tendenz des Antrages fand Zustimmung, die Form wurde jedoch bemängelt. Um eine Verständigung über sie zu erzielen, wurde die Beratung einstweilen unterbrochen. Der 7. Abschnitt: Hauptverhandlung vor dem Schwurgericht, wurde hiernach ohne wesentliche Debatte nach den Beschlüssen erster Lesung angenommen, ebenso unverändert die beiden ersten Abschnitte des dritten Buches: Rechtsmittel, Wiederaufnahme, die die allgemeinen Vorschriften über Rechtsmittel geben und die Beschwerde behandeln. Die nächste Sitzung findet heute vormittag statt.

Ein Einführungsgesetz zur Reichsversicherungsordnung.

Der Entwurf eines solchen Einführungsgesetzes ist vom Bundesrat in seiner letzten Sitzung den zuständigen Ausschüssen überwiesen worden. Er enthält, wie der „Freisinnigen Zeitung“ geschrieben wird, alle diejenigen rechtlichen Grundlagen für den Uebergang aus dem bestehenden Zustand in die neuen Verhältnisse, die nur vorübergehender Natur sind und daher zweckmäßig in die Reichsversicherungsordnung selbst nicht aufzunehmen waren. Solche Uebergangsbestimmungen werden notwendig beispielsweise bei der Krankenversicherung durch die Auflösung oder Zusammenlegung einzelner Kassen und die sich hieraus ergebenden vermögensrechtlichen Auseinandersetzungen. Auch die Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung wird gesetzliche Ausführungsbestimmungen erfordern. Schließlich soll durch das Einführungsgesetz auch die Aufhebung des § 15 des Zolltarifgesetzes bewirkt werden, indem festgesetzt wird, daß an seine Stelle die Reichsversicherungsordnung mit ihren festen Beiträgen zur Durchführung der Hinterbliebenenversicherung tritt. Da der Entwurf für das Ausführungsgesetz auch von der Kommission für die Reichsversicherungsordnung beraten werden soll, so dürfte diese Vorlage eine der ersten sein, mit der sich der Reichstag nach seinem Zusammentritt beschäftigen wird.

Gleichzeitig mit ihr wird dann auch der Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Aufhebung des Hilfskassengesetzes, eingebracht werden, der vom Bundesrat schon im

---

[34] (Nachdruck verboten.)

Das Auge des Schlafenden.

Roman von

Georg von der Gabelentz.

Cyprian Holzer hing am andern Morgen bei Sonnenaufgang den Stutzen über die Schulter und nahm den langen Bergstock zur Hand. Er wolle nach seinen Almen schauen und ein wenig im Walde pirschen, warf er seiner Frau im Vorbeigehen hin, da sie nach seinen Absichten fragte.

Die brennende Pfeife zwischen den Lippen, geleitet vom Klange der Kuhglocken, stieg er im Zickzack hinter dem Hof über Grasboden hinauf.

Er schaute über eine Lichtung, die vor langen Jahren eine Lawine in den Waldbestand gerissen, nach dem Gletscher. Die Waldblöße war nur noch mit niederen Kiefern und Alpenrosen bedeckt und ließ sich leicht übersehen. Dort drüben lag der Ferner und schielte zu ihm herüber. Zwischen Felsen und Firnhängen dehnte er sich in einem riesenhaften Lager und preßte seine Flanken an die glattgeriebenen, steinernen Wände.

Warum zog er den Blick des Bauern an? Kannte er ihn denn nicht schon längst? Hatten seine Augen das Ungetüm nicht schon gesehn, da er drunten vor langen Jahren zum erstenmal im Arm der Mutter den Kopf aus den Kissen gehoben und mit neugierigen Kinderblicken seinen glitzernden Leib betrachtet hatte?

Er war noch immer der gleiche.

Und doch war er nicht mehr derselbe. Sie beide verband jetzt ein Geheimnis, und zum erstenmal überkam den Kasereckbauern ein dumpfes, aber noch unbestimmtes Gefühl der Angst. Wenn nun doch eines Tages die Wahrheit an den Tag käme? Er vermochte sich nicht zu denken, was dann geschehen werde, und wiederholte sich immer von neuem, daß das Recht auf seiner Seite und daß irgendein anderer Ausweg aus seiner Lage unmöglich gewesen sei.

Er wollte sich auf andere Gedanken bringen, blickte um sich und musterte seine Bäume; sie hatten gut getrieben im letzten Frühjahr. Wie sich die hellgrünen Spitzen im Winde wiegten! Dann machte er plötzlich kehrt, und statt weiter bergan zu steigen, lief er quer durch den Wald dem Tale zu; denn mit einem Male erfaßte ihn der Wunsch, zu hören, was die Bauern in Gand von dem Verschwinden Jörgers etwa Neues wußten, was sie sagten und mutmaßten, und er verschwendete keinen Blick mehr an seinen Wald.

Die Pracht der grünen Bäume erblaßte vor dem Bedürfnis, sich unter seine Bekannten zu mischen und mit ihnen über den Stachel in seinem Innern zu reden; denn in der Einsamkeit des Kasereck's gingen Gespenster umher, denen man wohl am ehesten in der Schankstube des Eberhöfer entrinnen konnte.

Rasch stieg er hinab, und als er neben der kleinen Kapelle Sankt Maria in der Schmelz einen hölzernen Steg über den Bach erreichte, sah er wenige hundert Schritte vor sich den Schwaigerbauern zu Tal humpeln. Da verkürzte er seine Schritte; denn er wollte mit dem nicht zusammentreffen. Wußte er doch, daß ihm der Schwaigerbauer den verlorenen Prozeß so wenig verzeihen und vergessen würde wie die an den Kopf geworfene Weinflasche, und er wünschte im stillen, jener werde einem andern Ziele zustreben.

Jetzt tauchten eins nach dem andern über hellem Grün die graubraunen Holzdächer von Gand vor ihm auf, und einen schmalen Weg von links kam der Stadelbauer mit einem heubeladenen Wagen herunter. Die Last drängte über den steinigen Pfad bergab, auf den Steinen knirschte das gehemmte Rad, und der Bauer stemmte sich mit lautem Heh und Hoh zur Seite des mageren Kleppers gegen die Deichsel. Als das Gefährt neben Holzer angelangt war, faßte dieser hilfsbereit zu und begleitete den Stadelbauer bis auf seinen Hof. Dann nahm er ihn mit nach dem Wirtshaus, während die Bäuerin den nassen Gaul hinter sich in den Stall zog und versprach, das Fuder abzuladen.

Im Schenkraum fanden sie wie gewöhnlich Eberhöfer hinterm Weinglas am Tisch sitzen, und neben ihm hockte, in eine Tabakwolke gehüllt, die einem braunen Meerschaumkopf entquoll, Ignaz Dangl vom Bachhof unterhalb Gand, ein bärtiger, älterer Mann und einer der angesehensten Bauern im Tal. Früher hatte er gleichfalls mit Geschick den Stutzen geführt und, ehe er vom Vater den Hof erbte, als Führer mit Bergsteigern die umliegenden Gipfel besucht. Auch in entlegene, den andern fremde Gegenden hatte ihn sein Führerberuf gebracht, und das war seinem Ansehen unter den Eingesessenen nur zugute gekommen.

Holzer und der Stadelbauer setzten sich neben die beiden und ließen sich von der flachshaarigen Resi ein Viertel Roten bringen.

Wie erwartet, kreiste das Gespräch der Männer nur um Jörgers rätselhaftes Verschwinden. Wie oft hatte er nicht Sonntags hier im Kreise der andern gesessen und seinen Roten getrunken! Wie lebendig hatte er stets von seiner letzten Jagd zu erzählen gewußt, wie lustig konnte er die Fremden schildern, mit denen er hin und wieder einen der Gipfel bestiegen hatte oder über das Madritsch-Joch oder den vergletscherten Eisseepaß gestiegen war. Hundertmal hatten sie sich herzlich gefreut, wenn er sich bemühte, die fremde Sprachweise der von fern Gekommenen nachzumachen, oder mit allerlei Ausschmückungen und Uebertreibungen der vielen kleinen Unfälle gedachte, die noch wenig geübten Touristen in den Bergen zugestoßen waren. Da hatte dieser ein Fernglas zerschlagen, jenem war der Hut vom Sturm herabgeweht worden, einen dritten hatte der Schwindel gepackt, daß er sich weder vorwärts noch rückwärts getraut hatte und fast wie eine käsegefüllte Kraxe getragen werden mußte; einer Dame war auf dem Gletscher das Gesicht so rot gebrannt worden, wie ein glühender Hafen am Herdfeuer.

Das waren lustige Geschichten gewesen, und die Bauern dachten heute trübselig daran, wie sie einst über solche Abenteuer der fremden Stadtleute stets in schadenfrohes Lachen ausgebrochen waren.

„Armer Kerl,“ seufzte Eberhöfer. „Daß die Berge grad gegen den so tückisch sein mußten!“

Dann flocht er eine lebhafte Erzählung ins Gespräch und erinnerte an das letzte Schützenfest in Schlanders im Vintschgau, und wie der Jörger damals unter hundert Bewerbern auf den hölzernen roten Adler den besten Schuß getan hatte. Noch prangte ja über seiner Haustür als bleibende Erinnerung das durchschossene goldgelbe Holzherz und der gekrönte Kopf des Vogels. Und wie gut hatte der rote Terlaner Wein gemundet, und wie heißblütig war später beim Tanz all das lustige Weibsvolk gewesen! So ein Fest vergaß sich nicht leicht.

„Ja, ein besonderer Kerl ist der Jörger schon gewesen,“ endete der Wirt, ohne an Holzers Anwesenheit zu denken, „wenn er auch alle Weibsleut verdreht gemacht hat — — na, Gott, ein junger Kerl — — man muß halt — —. Warst denn damals nicht auch mit in Schlanders?“ wendete er sich an den Kasereckbauern, da dieser teilnahmslos zuhörte.

Ein klirrendes Geräusch schnitt die Erzählung ab und ließ die Bauern auf den Gefragten blicken. Holzer hatte das dicke Rotweinglas zerdrückt, das er seiner Gewohnheit gemäß in den beiden hohlen Händen gewärmt hatte. In hellroten Streifen floß ihm der Wein zwischen den Fingern auf den Tisch. Er vergaß darüber Eberhöfer zu antworten, nahm unter verlegenem Lächeln die Hände von den Scherben und wischte sie ohne weiteres an den lodenen Hosen ab.

„Teufel!“ brummte er, „wie leicht die Dinger zerbrechen!“

Der kleine Zwischenfall lenkte für einige Minuten die Aufmerksamkeit der andern auf den Kasereckbauern.

„Denkst, meine Gläser sind aus Eisen?“ scherzte Eberhöfer.

Man lachte, und es fielen einige Witze über die Ungeschicklichkeit des Trinkers und die Torheit, sich in den Hosen, statt an einem Handtuch abzutrocknen. Mit befangenen Worten wehrte der Verspottete die Scherze von sich ab.

Ignaz Dangl hatte sinnend einige Augenblicke auf die vergossene Flüssigkeit geblickt. Plötzlich schob er den Arm über den Tisch, tunkte spielend den Zeigefinger in das Naß und gab mit ihm dem rinnenden Wein die Form eines roten Herzens. Als der Wirt ein neues Glas vor den Kasereckbauern setzte und einen Lappen auf den Tisch warf, um die Flecken von der Tafel zu wischen, zog Dangl langsam die Hand zurück und sagte vor sich hin:

„Ich glaub's noch immer nicht, der Jörger, daß der verunglückt ist.“

„Was? Was meinst?“ fragten die andern, ernst werdend, und schauten verwundert auf den Sprecher. Eberhöfer hielt mitten im Wischen inne, die Faust auf den Tisch gestemmt.

Dangl wiegte den bärtigen Kopf hin und her, und seine Blicke blieben an die nasse Stelle der Tafel geheftet.

„Sagt, was Ihr wollt, ich glaub nicht, daß der Jörger verunglückt ist,“ wiederholte er beharrlich.

Eberhöfer riß die Augen auf. Er stützte auch den andern Arm vor sich auf den Tisch und beugte sich gegen Dangl vor.

„Du glaubst's nicht? Warum glaubst's nicht?“

„Das ist leider so gewiß, wie nur was sein kann,“ warf der Stadelbauer hin.

Ignaz Dangl lehnte sich wieder zurück und sog laut schmatzend an seiner Pfeife. Resi trat zu den Männern, die Hände in die Seiten gestemmt.

„Warum soll er nicht verunglückt sein?“ wendete sie ein.

„Hm, weil ich mein', der Jörger ist ein erfahrener Steiger gewesen und hat auf'm Ferner jede Spalte gekannt.“

Eberhöfer schien diese neue Vermutung zu ärgern. Er tat, als wolle der Bachhofbauer sie ungerechtfertigt belehren, und lächelte eine Weile stumm und überlegen. Dann zuckte er mit den Schultern und neigte den Kopf ein wenig zur Seite.

„So, eine jede Spalte?“ warf er spöttisch hin. „Wenn sie aber verschneit sind.“

„Damals hat aber noch kein Schnee droben gelegen. Der Ferner ist aper gewesen bis zum Paß,“ erwiderte Dangl ruhig. „Geschneit hat's erst den Tag drauf.“

„Das ist richtig!“ bestätigten Resi und der Stadelbauer.

Da stieß Holzer plötzlich ein kurzes Lachen aus und bog sich über den Tisch, als wollte er dem Bachhofbauern ganz dicht unter die Augen schauen.

(Fortsetzung folgt.)